

# »Herwarth! Gestern war ein Monstrum im Café«

Die Poesie setzt sich aus, weil sie nicht weniger ist  
als eine Analogie der Existenz – ein objektloses, offenes Wagnis.

... Existenz und Poesie sind in ihren Grundbewegungen  
miteinander solidarisch.

Peter Sloterdijk

## I.

Die letzte Augustwoche des Jahres 1911  
beginnt. Eine Frau geht nach Hause. Sie geht  
ins Café, in ihr Café. Oder sollte man sagen:

Sie geht zur Arbeit?

Nur die Lebensbürger glauben, dass das drei grundverschiedene Dinge sind, ein Zuhause, eine Arbeit, ein Café. Und Thomas Mann. – Wann arbeiten diese Leute eigentlich?, fragte er beim Besuch des Lokals, um dessen Tische lauter Menschen seines Berufs saßen.

Jetzt! Jetzt arbeiten sie. Die nicht mehr ganz junge Frau mit dem schwarzen, halblangen Haar will einen Brief schreiben. Zuerst einen, bald noch einen, am Ende drei. Drei sind verabredet. Drei Briefe direkt aus dem Café.

Die etwas heruntergekommene Gaststätte im Kaiserstil des napoleonischen Frankreich, von Passanten auch »Café Größenwahn« genannt, trägt ihr übliches Einheits-Nikotingelb vom Rokokostuck bis zu den Vorhängen. Die oft mit Ölfarbe oder Buntstiften kleiner und

großer Künstler bemalten Marmortische stehen wie gewohnt auf ihren gusseisernen Füßen. Die Spiegel sind halb erblindet, die Polster waren einmal rot. Die Zeitungen tragen den Aufdruck »Gestohlen im Café des Westens« und werden vom Zeitungskellner Rudolf Rattke, dem »roten Rudi«, verwaltet, der – sagt man – mehr von Literatur versteht als alle anwesenden Literaten zusammen. Auch bezahlt er nicht selten die Rechnung der Briefschreiberin und ihres Mannes. Dafür vermerkt die Briefschreiberin manchmal in ihrer Korrespondenz, wenn Herr Rattke etwas gesagt hat oder Grüße ausrichten ließ.

Der Vermerk »Gestohlen im ...« ist weit mehr als ein Misstrauensantrag. Er ist ein begründeter Misstrauensantrag. Auch verschmähen die neuen Dichter kein

Manuskriptpapier. Nicht Zeitungsränder, nicht Caféhausrechnungen. Sie mag besonders Telegrammformulare. Telegrammformulare passen gut. Denn die neuen Gedichte der neuen Dichter sind, genau gelesen, Telegramme. Bloß kein Wort zu viel, aber das: weltsprengend!

Ein Brief ist etwas anderes. Sie kann den ersten auch nachher im Bett schreiben, vielleicht macht sie das sogar, sie schreibt gern im Bett. Hauptsache, es wird ein echter Caféhausbrief. Und ein Liebesbrief, einer, wie ihn die Welt noch nicht gelesen hat! Und die Welt soll ihn lesen. Im »Sturm«, dem Zentralorgan der Berliner Moderne. Letztlich wird er überhaupt nur zum Mitlesen geschrieben und sie wäre die Letzte, das zu leugnen.

Eine Frau schreibt ihrem Mann, der verreist

ist – nichts ist natürlicher. Eine Frau schreibt ihrem Mann, der verreist ist, als Lektüre für alle? Nichts ist unnatürlicher. Aber sie ist eine öffentliche Frau. Sie ist eine Dichterin. Und ihr Mann – ihr zweiter Mann – ist ein öffentlicher Mann, nämlich der Chefredakteur des Zentralorgans. Warum sollte ihre Liebe da nicht öffentlich sein?

Der Dichter wird nicht zuletzt dadurch definiert, dass er öffentlich liebt, und er besitzt dafür auch eine Entschuldigung: die Form.

Else Lasker-Schülers Mann Herwarth Walden ist nach Norwegen gefahren, begleitet von seinem Rechtsanwalt.

Walden hat die Reise nötig, denn es ist anstrengend, eine Avantgardezeitschrift herauszugeben. Wenige wissen das besser als seine Frau und sein Rechtsanwalt Curt